



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

überschwengliche Hoffnungen setzte, so ist bekanntlich der Erfolg beträchtlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben; zwar fand man Tausende kleiner uralter Idole, meist aus Bronze, die in der Nähe des Heraions vergraben waren, aber von all den herrlichen großen Werken, die einst die Altis schmückten, blieb uns eigentlich in der Hauptsache nur dreierlei erhalten: die großen Giebelgruppen des Zeustempels, die zerstückelt in byzantinischen Häusermauern des siebenten und achten Jahrhunderts steckten, der unvergleichlich schöne Hermes des Praxiteles, der tief im Behm des Heraions vergraben war, und die leider stark verstümmelte Nike des Pasionios. Die Erklärung gab uns ein mittelalterlicher Kalkofen, worin Dörpfeld noch Hunderte von Torfen und Gliedmaßen, schon halb verbrannt und wertlos, entdeckt hat. In dieser Beziehung haben die Franzosen in Delphi ungleich mehr Glück gehabt, und als uns Perdrizet durch das provisorische Museum führte, kostete es uns keine geringe Überwindung, alle chauvinistischen Regungen hinterzuschlucken und neidlos die herrlichen Marmor- und Bronzwerke aus allen Perioden, vom siebenten Jahrhundert v. Chr. bis in römische Zeiten, anzustaunen. Die bis jetzt erschienenen vorläufigen Veröffentlichungen im Bulletin de correspondance hellénique und in der Gazette des beaux arts können kaum die rechte Vorstellung von diesen Werken vermitteln; und wenn die Abbildungen zur Not genügen, den prächtigen archaischen Wagenlenker aus Bronze zu charakterisieren, der den Polykalos von Syrakus darstellt, so reichen sie doch nicht aus gegenüber den acht großen Kalksteinstatuen, die die Familie des Theffalerfürsten Daochos verherrlichen und Originalwerke der Lysippischen Schule, wenn nicht gar Lysipps selber sind; auch der liebenswürdige Zauber der Antinousstatue, die die Franzosen nicht mit Unrecht dem praxitelischen Hermes der Deutschen als ihren elou gegenüberstellen, kommt in der Abbildung nur teilweise zur Geltung.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine Rangliste zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. In einzelnen Exemplaren der „Zusätze zu den neuen Befügen zur Gothaischen Landesordnung, enthaltend die vom 18. Mai 1781 bis zum März 1827 für das Herzogtum Gotha erlassenen Gesetze und Verordnungen“ findet sich am Schlusse des sehr stattlichen Bandes — ohne daß das Datum ihrer Publikation genauer angegeben ist — eine „Klassifikation, welche dem wegen der Einmiethlingssteuer erlassenen Patente vom 23. November 1795 beigelegt worden ist.“

Dieses „Patent“ ist weder in den oben erwähnten „Zusätzen“ noch sonstwo in den gedruckt vorhandenen Kodifikationen der Gothaischen Gesetze und Verordnungen zu finden, und es ist dem Verfasser dieser Zeilen auch auf andre Weise nicht gelungen, eines Exemplars habhaft zu werden. Aus dem Inhalt andrer, das Steuer-

wesen jener Zeit betreffenden „Patente“ läßt sich jedoch mit ziemlicher Sicherheit der Schluß ziehen, daß es die Veranlagung einer Kopfsteuer für solche enthalten hat, die nicht auf eigenem Grund und Boden wohnten, und hat jedenfalls eine Beseitigung der Unbilligkeit herbeiführen sollen, die darin gefunden wurde, daß mit Grundbesitz angefessene Personen aus diesem Grunde irgend eine Steuer zu zahlen hatten, andre Leute aber nicht. Mag dem indessen sein, wie ihm wolle, jedenfalls stellt die Beilage des Patents, die erwähnte „Klassifikation,“ eine Rangliste der darin aufgeführten Personen dar.

Man ist offenbar von dem Gedanken ausgegangen: die ganze Lebensführung des einzelnen, der Aufwand, den er für sich und seine Familie zu machen hat, und damit also auch die Größe und Beschaffenheit der von ihm in Ermanglung eignen Grundbesitzes zu mieternden Wohnung richten sich nach der Stellung und dem Rang, die oder den er in der menschlichen Gesellschaft einnimmt, und eine möglichst genaue Einregistrierung des einzelnen in bestimmte Rangklassen wird deshalb auch den gerechtesten Maßstab für die Beurteilung des Aufwands abgeben, den er zu seiner Lebensführung im allgemeinen, insbesondere also auch für Wohnung nötig hat. Je höher einer gestellt ist, desto nobler wird und muß er wohnen, desto mehr wendet er gerade in dieser Beziehung auf, und desto mehr hat er also eventuell „Einquartierungssteuer“ zu zahlen — so hat man ganz offenbar geschlossen und danach nun die famose „Klassifikation“ aufgestellt, der wir im folgenden ein paar Worte widmen wollen.

Aufgeführt sind, und zwar in neun Klassen, alle Menschen, die in irgend einem nur denkbaren Hof- oder Staatsamt gestanden haben, vom „Kanzler“ bis zum „Kaleschenknecht,“ aber daneben auch eine nicht geringe Zahl von Privatleuten. In der letzten Klasse figurieren z. B. „Fabrikant,“ „Jude“ (!), „Bediente aller Art bei Privatpersonen“ usw.

Die Abstufung dieser Klassen ist nun in doppelter Hinsicht interessant.

Einmal weist sie schwarz auf weiß und zweifellos offiziell nach, was für eine geradezu unheimliche Menge von Hofbeamten höherer, niederer und niedrigster Art an einem Duodezthofe, wie der Gothaische um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert einer war, vegetierte und sich mit durchschmarozte, und zweitens giebt sie einen deutlichen Begriff davon, wie himmelhoch jeder, der bei Hofe bedienstet war, über allen stehend angesehen wurde, die lediglich Staatsbeamte oder gar Privatleute waren und als solche mit dem Hofe keine unmittelbare Verbindung hatten.

Das Herzogtum Gotha umfaßte im Jahre 1795 den Gothaischen Landesteil des jetzigen Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha, so ziemlich das ganze jetzige Herzogtum Sachsen-Altenburg und einige kleine Flecken des jetzigen Herzogtums Sachsen-Meiningen, war also zwar ein klein wenig größer als das jetzige Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha, immer aber, wie dieses auch jetzt noch, nur ein Duodezstaat, und sein Fürstenhaus entbehrte noch dazu jedes bemerkbaren politischen Einflusses nach außen, wie er den „Koburgern“ der Gegenwart durchaus nicht abgesprochen werden kann. Und doch: mit welchem ungeheuerlichen Apparat, mit welcher Masse von Offizianten aller Art, die doch im Grunde alle auf Kosten des Landes lebten, war die Hofhaltung ausgestattet! Für die geringfügigsten und niedrigsten Dienstleistungen waren besondere „Beamte“ angestellt, und jeder nahm in der Stufenleiter der höfischen Rangskala seine besondere Stelle ein. Da gab es — von höheren Chargen zu schweigen — z. B. den Stallschreiber, den Küchen-schreiber, den Keller-schreiber; den Stallknecht, den Küchenknecht, den Kellerknecht; den Fühnerstopfer, den Küchenfahrknecht; den Leibkutscher, den Kutscher, den Kaleschenknecht; die Waschfrau, die Silber-scheurerin, die Bettmagd; den Hoftrumpeter,

den Hofpauer; den Hoflehrer, den Hofeinheizer, den Hoflaternenwärter, und Duzende andre derartige Existenzen — alles nicht etwa unbeachtete Diener und Handlanger schlechthin, sondern sorgfältig klassifizierte „Beamte,“ die sich ihrer Würde bewußt waren und auf jeden nicht bei Hof Beschäftigten gönnerhaft herabsahen. Ich habe einzelne überständig gebliebne Exemplare solcher Leute noch wohl gekannt und weiß, wie sie sich benahmen.

Unsre „Klassifikation“ weist nicht weniger als 475 Berufe auf, von deren Inhabern ihrer Bezeichnung nach mindestens ein Drittel ausschließlich im Hofdienst gestanden haben muß, sodaß also höchstens zwei Drittel auf den Staatsdienst und auf Privatbeschäftigungen kamen. Und wie sah es nun mit den Rangverhältnissen dieser Leute, beide Kategorien gegen einander gehalten, aus?

In der ersten Klasse figurieren unter siebzehn Mann überhaupt nur fünf Staatsbeamte: Kanzler, Geheimer Rat, Generalleutnant, Generalmajor (NB. bei einem Truppenkontingent von etwa zwei Bataillonen nach jetzigen Begriffen!), Präsident; dagegen zwölf hohe Hofchargen: Hausmarschall, Hofmarschall, Oberkammerherr, Oberhofmarschall, Oberhofmeister, Oberjägermeister, Oberkämmerer, Oberlandjägermeister, Oberlandshauptmann, Oberschenk, Oberstallmeister, Schloßhauptmann. Wie nur die Ressorts aller dieser Würdenträger gegen einander abgeteilt gewesen sein mögen?

Die zweite Klasse enthält einundzwanzig Auserwählte, darunter allerdings vorwiegend hohe Staatsbeamte, fast lauter „Geheime,“ die sich aber gefallen lassen mußten, mit jeder sogenannten „Hofdame“ zu rangieren. Das ist gewiß nach jetzigen Begriffen schon eigentümlich; von der dritten Klasse an wird die Sache aber geradezu spaßhaft.

In dieser rangiert z. B. der Generalsuperintendent und der Oberhofprediger auf einer Stufe mit dem „Aldlichen ohne Charakter,“ also mit jedem beliebigen Jungen, der in der Wahl seiner Eltern so vorsichtig gewesen war, daß er ein „von“ vor seinen Namen zu setzen berechtigt erschien, mit dem Jagdjunker und mit dem Stalljunker.

In der vierten Klasse finden wir den Direktor des hiesigen (Gothaischen) Gymnasii mit dem geheimen Botenmeister und dem Küchenmeister, in der fünften die Bürgermeister zu Gotha, Ohrdruf und Waltershausen mit dem Hofanzmeister und dem Sousdirecteur des plaisirs(?), in der sechsten den Amtsdavolaten mit dem Keller- und Küchenschreiber und dem Futterkommissarius, in der siebenten den Konrektor des gymnasii zu Ohrdruf mit dem Kohlenverwalter und der Waschfrau im Residenzschlosse, in der achten den Notarius mit dem Küchenschreibersgehilfen und dem Tafeldecker, in der neunten aber sogar den geistlichen Substituten, den Fabrikanten und andre mit dem Juden, dem Leibknecht und der Herzoglichen Bettmagd gnädigst zusammengestellt! Rothschild, Krupp und die Bettmagd!

Solche komischen Zusammenstellungen könnten wir leicht noch zu Duzenden bringen, die angeführten dürften aber genügen.

L'état c'est moi! Das schwebte eben den Fürsten zur Zeit der vorletzten Jahrhundertwende trotz der französischen Revolution immer noch vor, obschon es nicht mehr in der schroffen Weise des roi soleil empfunden oder gar ausgesprochen wurde. Gerade in Gotha regierten zu jener Zeit sehr gebildete, Kunst und Wissenschaft energisch fördernde Fürsten (Ernst II. von 1772 bis 1804 und August von 1804 bis 1822), aber Hof, Hofbeamte und Hofdienerschaft standen für sie immer noch unermesslich hoch über Staat, Staatsbeamten und Staatsdienerschaft, eine tiefe Kluft trennte beide noch von einander. Freilich gab es ja damals auch noch keine Staatsbürger, sondern nur getreue Unterthanen, die das als ganz selbstverständlich hinnahmen.

Wenn Herzog August mit seinen Schranzen zur Tafel ging, verkündete dies der Hospizler von einem nach der Stadt zu gehenden geöffneten Fenster des Friedenssteins aus *urbi et orbi* durch einen langhallenden kunstvollen Paukenwirbel, das Publikum aber strömte nach dem Schloß, um im Speisesaal hinter einem in respektvoller Entfernung um die Tafel herum gespannten Seil den Landesherrn mit seinen Hofstaaten von silbernen Tellern essen zu sehen und die Schloßgardekompanie in ihren prunkvollen Uniformen (etwa wie die der jetzigen Gardes du corps in Berlin) zu bewundern, die unter dem Befehl ihres Kommandeurs die Platten mit den Speisen auf die Tafel zu tragen hatten. Ich habe noch Leute genug gekannt, die das als Kinder und junge Männer mit angesehen haben. Niemand wird mir hoffentlich die Absicht unterstellen, zwei um ihr Ländchen verdiente Fürsten der Publikation und der Handhabung des besprochenen „Erlasses“ halber lange nach ihrem Tode verkleinern oder lächerlich machen zu wollen; eine Wiederausgrabung solcher längst vergessenen Altstücke trägt aber zur Erinnerung an frühere Kulturzustände und Lebensanschauungen vielleicht mehr bei als eine langatmige Abhandlung, die den notwendigen Beweis für ihre historische Wichtigkeit gewöhnlich doch nur durch den Hinweis auf ein dem Leser meist unzugängliches Quellenmaterial in kurzen Notizen unter dem Strich des Textes führen kann.

Campello. Als vor neunzehn Jahren die Zeitungen meldeten, daß ein Kanonikus von St. Peter feierlich dem Papst abgesagt habe, erregte das natürlich großes Aufsehen. Jetzt ist der Mann längst vergessen, gleich allen Kirchenreformatoren der Periode, als deren wichtigster Vorgang die Konkurrenz des Dampfes mit der Elektrizität gilt. Aber der Graf Enrico Campello ist eine so edle Erscheinung, daß er in die Sammlung von weltgeschichtlichen Porträts aufgenommen zu werden verdient, zu deren Betrachtung gute Erzieher ihre Zöglinge einladen, und das ist geschehen durch das kleine Buch: Graf Campello und die katholische Reform in Italien von Rev. Alexander Robertson, Prediger der schottischen Presbyterialkirche in Venedig. Deutsche genehmigte Übersetzung mit einem Einführungsworte von Professor Dr. W. Beylschlag (Halle a. S., J. Fricke's Verlag, 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark). Die Campello haben ihren Stammsitz bei Spoleto; Enrico aber, der seinen Vornamen seinem Paten, dem Prinzen Heinrich, Oheim des Kaisers Wilhelm I., verdankt, wurde am 15. November 1831 in Rom geboren. Sein Vater war päpstlicher Beamter, beteiligte sich 1848 an der Revolution und erhielt unter der Bedingung Verzeihung, daß er einen seiner drei Söhne der Kirche widme. Er wählte den jüngsten, Enrico, dessen Gewissensbedenken nicht beachtet wurden. Von 1861 bis 1867 entfaltete der junge Priester als Kanonikus von Santa Maria Maggiore eine segensreiche Wirksamkeit, indem er eine Abend- schule für Handwerker leitete, deren Schüler ihm ihr Leben lang Dankbarkeit bewahrt haben. Aber seinen Amtsgenossen gereichte diese gemeinnützige Thätigkeit zum Argerniß, und sie zwangen ihn durch ihre Ränke, die Schulleitung niederzulegen. Pius dagegen, der ihm persönlich wohlwollte und seine Thätigkeit schätzte, ernannte ihn zum Kanonikus von St. Peter. In dieser hohen Stellung fand er nur allzuviel Gelegenheit, die Gedanken weiterzuspinnen, die ihm seine ersten Erfahrungen eingegeben hatten, und manchmal machte sich sein Unwille in Worten Luft, so z. B. als er einst unter andern lächerlichen Reliquien den in Diamanten gefaßten Finger des Apostels Thomas den Gläubigen zum Kuß reichen mußte. Angesichts des Lebenswandels der italienischen Klerisei fing er an, sich des Priesterkleides zu schämen; er erschien darin nicht mehr auf der Straße und trug auch die Tonsur nicht mehr. Reformversuche, an denen er sich beteiligte, mißglückten, und er erkannte je länger je deutlicher, daß auch ein reformfreundlicher Papst — und

für einen solchen hielt er Leo XIII. — nicht reformieren könne, weil es ihm seine historisch gegebne Stellung und seine Umgebung unmöglich machten. So legte er denn am 13. September 1881 sein Amt nieder und begründete diesen Entschluß in einem längern Schreiben an den Kardinal Borromeo, das er am Abend desselben Tages in der Kirche der amerikanischen Methodisten verlas. Seinen Versuch einer Kirchenreform, der er sein übriges Leben zu widmen beschloß, begann er mit der Gründung einer Zeitschrift, die er in Erinnerung an das labarum, die mit dem Wahlspruch *In hoc signo vinces* geschmückte Standarte Konstantins, *Il Labaro* nannte. Ein Komitee von englischen Geistlichen mietete einen Saal in der Via Farini, worin er Gottesdienste von evangelischem Charakter abhielt, ohne jedoch die katholischen Formen aufzugeben, und erwarb später in der Via Genova ein Gebäude, das zu einer „*Sankt Paulskapelle*“ und Abendschule umgebaut wurde. In einer Schmiede fand er einen kranken alten Mann, Panzani, der sich seinen Lebensunterhalt mit dem Geradehämmern krummer Nägel verdiente. Der Mann war ein 1820 geborner Norse, der als Mönch eine eifrige Reformthätigkeit entfaltet, drei Jahre in den Kerker der Inquisition zugebracht, dann in Tunis als Gärtner gearbeitet hatte, nach dem Sturz des Papstkönigtums in die italienische Heimat zurückgekehrt war, und der in allen Lebenslagen Flugschriften verfaßt hatte, die er, soweit seine kleinen Lohnersparnisse und die empfangnen Unterstützungen reichten, drucken ließ, um durch sie wahres Christentum unter dem Volke zu verbreiten. Dieser Panzani wurde nun sein Gehilfe. Es fanden sich noch mehrere, u. a. ein Hauskaplan des Papstes, Savarese, der für die italienischen Christkatholiken eine Agende ausarbeitete, dann aber, weil ihm Campello nur ein dürftiges Einkommen bieten konnte, zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückkehrte. Das geschah im Jahre 1886, und da er noch einen Genossen nachzog, ein dritter zwar nicht abfiel, aber zur Sicherung seines Lebensunterhalts ein Regierungsamt annahm, wurde Campellos Stellung in Rom so schwierig, daß er seine Thätigkeit in das umbrische Valnerina-thal zu verlegen beschloß, wo er von seinem Vater ein kleines Landgut geerbt hatte. Den verlassenen kleinen und armen Gemeinden dieses Thales — einer der dortigen Pfarrer ist gezwungen, sich seinen Lebensunterhalt mit Kesselflicken zu verdienen — erschien er mit seinen Predigten und seinen Abendschulen als ein Engel des Trostes, und so gelang es ihm bald, mehrere dieser Gemeinden für sein Christentum zu gewinnen; er besucht sie abwechselnd, um Gottesdienst und Schule bei ihnen abzuhalten; in Arrone, wo er seinen Wohnsitz hat, ist eine Kirche samt Schulhaus gebaut worden. Auch in San Remo hat ihn der Anklang, den seine dort gehaltenen Vorträge fanden, in den Stand gesetzt, eine Pfarrei zu gründen, und in Bordighera hat sich wenigstens ein Reformverein gebildet. — Campello hat eine einträgliche Stellung und eine glänzende Zukunft geopfert, denn es winkte ihm die Aussicht auf den Kardinalshut; unter beständigen Entbehrungen, Kämpfen und Sorgen arbeitet er hauptsächlich im Kreise armer Leute für deren leibliches und Seelenheil; nach dem Bruch mit dem Vatikan waren seine ersten Schüler und eifrigsten Zuhörer in der Paulskapelle junge Künstlermodelle. Daß auf einer solchen Thätigkeit Segen ruht, daß sie im kleinen einzelnen Gutes stiftet und nicht ohne Einfluß auf das große Ganze bleibt, wenn der auch nicht statistisch nachgewiesen werden kann, ist selbstverständlich. Ob sie aber zu der reformiert-katholischen italienischen Nationalkirche führen wird, für die sich Robertson und Beyschlag begeistern, das kann vorläufig noch niemand wissen. Der Umstand, daß englisches und amerikanisches Geld immer wieder über Krisen und Verlegenheiten hinweghelfen muß, spricht nicht für die innere Lebenskraft der Bewegung. Soviel haben ja die nordischen „*Evangelisatoren*“ der Romanen endlich gelernt, daß sich diese niemals in Masse zu einem lutherischen oder zwinglischen Christentume be-

lehren werden; Robertson und Veytschlag sprechen das offen aus, aber in Beziehung auf die italienische Volksseele und den Verfall des Katholizismus scheinen sich doch die Reverends manchen Täuschungen hinzugeben. Robertson schätzt die Zahl der Italiener, die außerhalb der Kirche stehen, auf 22 Millionen, entwertet aber selbst diese Berechnung durch die Erwähnung der bekannten Thatsache, daß sogar hochgebildete Atheisten auf dem Sterbebette den Geistlichen holen lassen. Er triumphiert darüber, daß es in der Deputiertenkammer keine päpstliche Partei giebt, vergißt aber ganz das päpstliche Verbot: *no elettori no eletti*, dessen Zurücknahme eine päpstliche Partei schaffen würde, wie die Siege der Klerikalen bei Kommunalwahlen in vielen Städten beweisen. Er erteilt der italienischen Regierung das Lob, daß sie das Volk sogar besser als die englische vor päpstlicher Tyrannei schütze, denkt aber nicht daran, daß es nicht die päpstliche Tyrannei ist, sondern die des Erretters und Schutzens, gegen die sich seit mehr als zehn Jahren die Opposition der Volksvertreter richtet. Gewiß hängt der moralische und wirtschaftliche Zustand der Italiener, der ja viel zu wünschen übrig läßt, mit ihrem Kirchenwesen zusammen, aber wie weit dieses Ursache, und wie weit es bloß Wirkung ist, das wird sich schwer ermitteln lassen. Gewiß wäre ihnen ein besserer Klerus und ein gereinigtes Christentum zu wünschen, aber wer weiß, ob sie beides nicht gerade so haben wollen, wie es ist, trotz alles Geschimpfs darüber und alles Spotts; in Seelen, zumal in Volksseelen richtig zu lesen, das ist eine schwierige Kunst.

Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Unter diesem Titel, mit dem Untertitel: Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus (Berlin, Wilhelm Herz, 1900) hat uns Friedrich Paulsen ein erfreuliches und erbauliches kleines Buch geschenkt. Wer Schopenhauers Leben kennt, dem ist sofort klar, wie seine unseltsige Welt nur ein Spiegel seiner eignen selbstsüchtigen und darum unseligen Seele ist. Der unvernünftige Weltwille ist eben sein eigner liebloser Wille. Aber seine Intelligenz ist genial und hat bleibend wertvolles geschaffen. Und diese Intelligenz hat hingereicht, ihn seine eigne Unvernunft erkennen zu lassen und eine Morallehre der Liebe und Entfagung zu schaffen, von der er das Gegenteil geißelt hat. Er ist also nur aus Unvermögen zum Guten böshaft und verurteilt seine eigne Bosheit. Dagegen erscheint in Mephistopheles das positive Böse. Er ist gemein, er sieht in jede Erscheinung der Welt seine Gemeinheit hinein, und er macht gemein; andre unglücklich machen ist seine Lust. Das alles ist bekannt, aber Paulsen stellt es so schön dar, daß es keinem schaden wird, es sich von ihm noch einmal sagen zu lassen. Und schön und kräftig zeichnet er den Charakter Fausts oder vielmehr Goethes im Gegensatz zu Mephistopheles. Freilich hat der Dichter diesen schlimmen Gefellen in sich getragen, sonst hätte er ihn nicht als poetische Figur aus sich heraussetzen können, und er hat ja auch sonst gezeigt, daß er zu richten und zu spotten, daß er kritisch zu vernichten versteht, z. B. in den Xenien, aber deren hat er sich ein wenig geschämt; an Schiller schrieb er: „Nach diesem tollen Wagemüßigen müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befeßigen und unsre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Guten und Edeln wandeln.“ Der Grundzug von Goethes Natur ist die Liebe, mit der er das Weltall umfaßt, ein jedes, auch das Kleine und Unbedeutende, auch das Gemeine, das Böse, das Zerstörende als im Weltplan begründet, an seinem Ort notwendig zu verstehen und zu würdigen bemüht ist. Sich ein hübsch Leben zu zimmern, dazu gehört nach ihm: „Vor allem keinen Menschen hassen! Und das übrige Gott überlassen“; und Schopenhauern, den er durchschaut haben muß, hat er ins Stammbuch geschrieben: „Wonach soll man am Ende trachten? Die Welt zu kennen und nicht zu verachten.“ Wie kommt aber Hamlet, der edle Schwärmer, in diese Gesellschaft? Das

ist er nach Paulsen eben nicht; er ist kein edler und guter Mensch, sondern ein junger Mann von außerordentlichen Geistesgaben, zu denen eine ins Innere der Dinge dringende Verstandesschärfe gehört, der aber das Gegengewicht der Liebe fehlt. Darum ist er eitel auf seine Gaben und benutzt Situationen, die zum Handeln drängen, nur zu Monologen, in denen er seinen Geistreichtum glänzen läßt. Darum durchschaut er allerdings ganz Dänemark und seinen Hof, worin nicht bloß etwas sondern alles faul ist, die schöne Ophelia, die die Naive nur spielt, nicht ausgenommen, aber er benutzt seine Kenntnis nicht dazu, die Aufgabe zu erfüllen, die ihm durch die Lage, durch die Erkenntnis der Lage und durch seine Stellung aufgelegt ist: die Aufgabe, die Geschwüre herauszuschneiden und den Volkskörper zu heilen, sondern er benutzt sie nur dazu, sich als geschickten Theaterregisseur zu zeigen, alle Personen seiner Umgebung mit Sarkasmen, mit boshaften Anspielungen und mit Strafreden zu ängstigen und zu peinigen; er haßt das Böse nicht; es aufzudecken und triumphierend den Schuldigen vorzuhalten, die es zu verbergen bemüht sind, das bereitet ihm die höchste Genugthuung; freilich, eigentlich böse ist er nicht, dazu hat er nicht Kraft genug; die Welt und seine eigne Person ekeln ihn an; aber weiter als bis zu diesem unwirksamen Ekel bringt ers nicht. Diese Auffassung Hamlets ist bei der ersten Veröffentlichung in der Deutschen Rundschau auf starken Widerspruch gestoßen, aber sie hat etwas für sich. — Der größte unter allen positiven Geistern, die das Böse aufdecken nicht aus Freude am Bösen, auch nicht um ihre eigne Verzeihung am Guten zu rechtfertigen, sondern um es durch das Gute zu überwinden, ist Jesus. Ein Anonymus, dessen Aufsätze über Shakespeare wir vor längerer Zeit in einer englischen Wochenschrift gelesen haben, stellt Shakespeare über Jesus, weil dieser keinen Falstaff in sich enthalte, es ihm demnach an der göttlichen Fülle und Vollständigkeit gebreche. Nun ist es ja schon ein Frevel, Jesum nicht nach seinem Werke, sondern nach seinen sozusagen literarischen Leistungen zu beurteilen, die gar nicht seine sind, sondern die von Aposteln und Apostelschülern. Aber auch so ist die Vergleichung unpassend. Gewiß enthält Gott auch das Böse in sich, denn die Teufel wie die Dummköpfe sind ja seine Geschöpfe, und was für einen guten Humor Gott hat, sieht man an den grotesken und drolligen Tieren, die er geschaffen hat, und in der Weltgeschichte. Aber zur Lebensaufgabe Jesu gehörte es nicht, durch Wort und Beispiel die Kräfte zu ermutigen, die teils nur niedere Dienste im Welt Haushalt verrichten, teils als Geister der Verneinung die Pläne Gottes durch Widerstreben fördern, sondern er hatte gerade gegenüber dem Gemeinen und der Verneinung, woran es in der Welt nie und nirgends fehlt, das Höhere und die Bejahung geltend zu machen. Aber war auch damit vorwiegender Ernst in seinem Charakter gegeben, so schloß dieser doch die heitere Lebensauffassung und den Spott über Unvollkommenheiten und Thorheiten nicht aus. Daß diese Erklärern vielleicht gar nicht bemerkt wird, darüber braucht man sich nicht zu verwundern; gehören diese Herren doch einem Stande an, aus dessen obflüchtiger Amtsnähe die Richtung der Mundwinkel auf die Ohren zu ausgeschlossen ist. Wir haben einmal von dem hochernsten und hochpolitischen Unsinn gesprochen, der mit dem Evangelium vom Zinsgroßchen getrieben wird, und unsre Meinung dahin ausgesprochen, daß Christus mit seiner Antwort auf die verhängliche Frage die Herren Konservativen und Nationalliberalen, die aus Haß gegen ihn ein Kartell geschlossen hatten, bloß habe verspotten wollen. Paulsen hat nun den drei antipessimistischen Aufsätzen noch eine kleine Zugabe beigelegt: „Das Ironische in Jesu Stellung und Rede,“ worin er ein paar Duzend Aussprüche des Heilands erläutert, bei deren Anhörung der eine Teil seiner Zuhörer herzlich gelacht haben wird, der andre desto weniger. Und er schließt mit der prächtigen Bemerkung, daß die ganze Geschichte

der Kirche paradox und als leibhaftige Ironie verlaufe: „An allen Orten sehen wir jetzt die Herren und Großmögenden sich zu dem Glauben an Christus bekennen. Dagegen haben die kleinen Leute, das Volk, die Böllner und Sünder, die ihm einst nachgingen, sich jetzt vielfach von ihm abgewendet. Eine seltsame Umkehrung des ursprünglichen Verhältnisses! Und seltsam würde wohl auch Jesum, wenn er wiederkehrte und das Christentum, wie es nun in der Welt ist, betrachtete, manches darin anmuten. Wenn er einmal den Beratungen im Kabinett dessen, von dem geglaubt wird, daß er sein Stellvertreter auf Erden sei, oder auch den Verhandlungen in unsern Kultusministerien und Synoden beiwohnte, oder wenn er eine Tageszeitung, die sein Zeichen, das Kreuz, an der Stirn trägt, in die Hand nähme und durchläse, vom Leitartikel über die Notwendigkeit des christlichen Glaubens für die Erhaltung der irdischen Königreiche bis zu den Anzeigen auf der letzten Seite, die zum Genuß aller Freuden der Reichshauptstadt einladen: ob nicht manchmal wieder jenes ironische Lächeln um seine Lippen spielen würde, als wollte er sagen: Also wirklich, so hoch bin ich zu Ehren gekommen auf Erden? Das hätte ich wahrlich nicht gedacht.“

„Der Bien“ als Religionslehrer. Der großartige Fortschritt der Naturwissenschaften im vorigen Jahrhundert ist aus zwei Ursachen mit Begeisterung begrüßt und gefeiert worden: um der Technik willen — und die in dieser Beziehung auf ihn gesetzten Erwartungen hat er nicht allein erfüllt, sondern übertroffen —, und weil man von ihm erwartete, daß er das Welträtsel lösen und den religiösen Glauben ausrotten werde; in dieser Beziehung aber hat er grausam enttäuscht; er hat gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. Insbesondere sind bei den Naturforschern selbst zwei merkwürdige Wendungen eingetreten, auf die wir die Leser schon wiederholt aufmerksam gemacht haben. Nachdem man den göttlichen Geist und den Menscheng Geist gelehnet und diesen zu einer Gehirnausschwitzung degradiert hatte, hat man sich genötigt gesehen, zuerst den Insekten, dann den Protisten, den Zellen, den Atomen Geist zuzuschreiben, denn der Wille und die Intelligenz, die man im Kleinsten wirksam findet, sind doch eben nichts andres als Geist. Und nachdem man die Zweckmäßigkeit des Weltalls für Einbildung, Pfaffengeschwäg und Fabel, alle Erscheinungen aber für das zufällige Ergebnis blind wirkender mechanischer Kräfte erklärt hatte, ist man allmählich auf dem Wege über die „durch Anpassung gewordne Zweckmäßigkeit“ und die „Zielstrebigkeit“ zur Teleologie zurückgeführt worden. Die Einzelforschung hat in den Organismen eine so ungeheure Fülle der wunderbarsten, vordem nie geahnten Zweckmäßigkeiten, der Beweise einer alle menschliche Intelligenz übersteigenden Weisheit aufgedeckt, daß sich keiner mehr dem Bekenntnisse zu entziehen vermag: hier waltet planvoll schaffende göttliche Weisheit, und die Zahl der ursprünglich zweifelnden oder ungläubigen Denker ist nicht gering, die auf dem Grunde der durchwühlten und durchleuchteten Welt nichts andres gefunden haben als den alten Gott des Katechismus. Zu ihnen gehört der Pfarrer F. Gersung, der seine Erfahrungen in einem vortrefflichen Büchlein niedergelegt hat: Glaubensbekenntnis eines Bienenvaters (Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waegel, 1900). Er giebt eine Inkerzeitung heraus und hat eine ganze Reihe von Schriften über Bienenleben und Inkerrei veröffentlicht. In der vorliegenden Schrift zeigt er zunächst, welcher haarsträubende Unsinn es ist, mit Ludwig Büchner den Bienenstock als einen sozialdemokratischen Staat und die wunderbaren biologischen Erscheinungen des Bienenlebens als Wirkungen einer bewußt und planvoll handelnden Bienenintelligenz aufzufassen, die, wenn sie vorhanden wäre, alle menschliche Weisheit und alles menschliche Vermögen weit übersteigen würde. Freilich ist sie vorhanden, aber nicht als Privateigentum

des Würmchens, das ein kalter Lufthauch tötet oder ein Vögelchen schnappt, sondern im Schöpfer, der jedem den Bienenorganismus verständlich Betrachtenden notwendig als transzendent und immanent zugleich erscheint; jenes, indem sein Walten eben nicht bewußte und freiwillig aus eigener Kraft vollzogene That des Geschöpfes ist, dieses, indem die wunderbaren Vorgänge im Bienenorganismus zu der Annahme zwingen, daß Gott in jedem Augenblicke in jedem kleinsten Teile dieses Organismus wirkend gegenwärtig sei. Die bedeutende fachwissenschaftliche Leistung Gerstungs besteht in dem Nachweis, daß jedes Bienenvolk ein einheitlicher Organismus ist, und daß sich Brut, Arbeiterinnen, Drohnen, Königin, Wachs und Honig zu einander verhalten wie Glieder und Organe eines Leibes, nicht etwa bloß bildlich; er hat deshalb zur Bezeichnung des ganzen und vollständigen Bienenwesens das Wort „der Bien“ eingeführt. Jeder äußere Einfluß, z. B. Futterüberfluß oder Futtermangel oder eine besondere Art von Futter, wirkt durch die ganze Kette aller Glieder des Biens hindurch und wird zum Nutzen des ganzen Organismus oder zur möglichsten Abwendung von Schaden verwandt. Um von diesen merkwürdigen Vorgängen wenigstens eine Ahnung zu geben, führen wir nur einen Satz an: „Wenn die Arbeitsbienenkette und im Anschluß an dieselbe die Brutkette nicht allen Futterjaft absorbiert, so wird sich der Überschuß zunächst in Drohnenfutterjaft verwandeln, und wenn die Drohnen diesen nicht absorbieren, so wird er schließlich den Charakter des Königinnenfuttersaftes annehmen. Besonders interessant ist hierbei, daß, wenn die Brutbienen Drohnenfutterjaft produzieren, auch der Zustand der Königin [d. h. die chemische Beschaffenheit ihrer Säfte] stets ein derartiger ist, daß sie Drohneneier legen kann und muß.“ Am Bienenorganismus macht Gerstung das Wesen jedes Organismus und des ganzen Weltalls klar.

Das bewegliche Osterfest und das Schuljahr. Der an sich treffliche und sehr wohlgemeinte Artikel mit derselben Überschrift in Nr. 17 der Grenzboten darf dessen ungeachtet nicht ohne Widerspruch bleiben. In der Tendenz, nämlich darin, daß das Schwanken des Ostertermins überhaupt und insbesondere für das Schulwesen sehr zu beklagen ist, stimme ich mit dem Herrn Verfasser völlig überein, nicht aber in der Annahme der Möglichkeit einer Abhilfe. Die römisch-katholische Kirche ist dafür schlechterdings nicht zu haben. Soviel mir bekannt ist, hat die sächsische Regierung auf eine Anfrage nicht einmal eine Antwort erhalten (Schweigen ist freilich auch eine Antwort). Nun ließe sich zwar der Fall denken, daß die evangelischen Kirchen lutherischer, reformierter, unierter Observanz für sich gemeinsam einen feststehenden Termin für das Osterfest festsetzten. Aber dies widerspricht doch dem Gefühl, daß eine gewisse Gemeinsamkeit unter den verschiedenen christlichen Konfessionen soweit irgend möglich aufrecht erhalten bleiben muß. Bisher sind alle Hauptfeste (Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt) in der römischen und in der evangelischen Kirche zu derselben Zeit gefeiert worden, und daran sollten wir, sowohl aus kirchlichen als auch aus politischen Gründen, nicht rütteln lassen. Aber auch den andern angedeuteten Weg halte ich nicht für gangbar. Ostern muß meines Erachtens auch künftig in die Osterferien, oder vielmehr die Frühjahrsferien müssen in die Osterzeit fallen, weil die deutschen Familien gewohnt sind, die Osterzeit — also mindestens die Zeit vom Grünen Donnerstag bis zum zweiten Osterfeiertage — gemeinsam, also auch mit den auswärts untergebrachten schulpflichtigen Kindern zu verleben. Dies wird sich in absehbarer Zeit nicht ändern, und es hat auch gewiß seine Berechtigung. So also geht es auch nicht. W.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig